Zeitschrift: Appenzellische Jahrbücher
Herausgeber: Appenzellische Gemeinnützige Gesellschaft
Band: 81 (1953)

Artikel: Der Dichter Robert Walser
Autor: Altherr, Ernst
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-279855

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 22.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Der Dichter Robert Walser

Von *Dr. phil. Ernst Altherr*

In Josef Nadlers «Literaturgeschichte der deutschen Schweiz» (1932) lesen wir den Satz: «Robert Walser aus Teufen hat nach seinen Romanen «Geschwister Tanner» 1906 und «Jakob von Gunten» 1908 dem Appenzeller Witz in novellenhaften Kleingebilden- «Prosastücke» 1917 und «Die Rose» 1925 - vollendeten Ausdruck geschaffen.» Noch vor einigen Jahren war der Name Robert Walser bei uns sozusagen unbekannt. Während Mundartdichter wie Ammann, Rotach, Hartmann in der Heimat ihren Leserkreis besitzen, dagegen über die Ostschweiz hinaus kaum bekannt sein dürften, liegt hier der umgekehrte Fall vor, daß ein von den Literaturkundigen der deutschen Schweiz, ja des deutschen Sprachgebietes geschätzter, bewunderter Dichter seinen engern Landsleuten erst vorgestellt werden muß. An der Tatsache, daß hier wieder einmal der «Prophet» im Vaterlande nichts galt und gilt, sind freilich verschiedene Umstände schuldig. Robert Walser ist in Biel geboren und hat dort seine Jugend verlebt; nach jahrelangem Aufenthalt in Deutschland ist er vor dem ersten Weltkrieg ins Bernbiet zurückgekehrt und erst seine Krankheit hat ihn in seine engere Heimat geführt. Die meisten seiner Bücher sind in deutschen Verlagen erschienen und heute zum Teil vergriffen.

Das Verdienst, die wichtigsten dieser Werke wieder zugänglich gemacht zu haben, kommt vor allem Walsers Freund und Sachwalter, dem Schriftsteller Carl Seelig in Zürich zu, der unermüdlich durch Neuausgaben und Auswahlbände dafür gesorgt hat, daß dieser Meister der Kleinprosa nicht völlig in Vergessenheit geraten ist. Seit einiger Zeit hat sich das Interesse dem Dichter wieder sichtbar zugewendet. Nicht nur, daß so bekannte Autoren wie Hermann Hesse, Hugo von Hofmannsthal und Stefan Zweig sich zu ihm bekannten, vor allem hat der im letzten Jahrzehnt zu Weltruhm gelangte Pragèr Schriftsteller Franz Kafka in Walser sein dichterisches Vorbild verehrt. So konnte sich C. Seelig nun an eine Gesamtausgabe von Walsers Dichtungen in Prosa heranwagen, die seit dem Herbst 1953 in schöner Ausstattung im Holle-Verlag Genf/Darmstadt erscheint.

Der leider so jung verstorbene Zürcher Lyriker und Erzähler Albin Zollinger schrieb 1936 in sein Tagebuch: «Die Schweiz weiß bis auf den Tag nicht, was sie an ihm hat. Es tut mir leid, die übliche Wohltemperiertheit mit den Superlativen meines Urteils ärgern zu müssen; doch ist Walser für meine Begriffe so über alle Beschreibung wundervoll, daß ich mit mehr Vernunft

nicht von ihm zu sprechen vermag. Weil er kein Oeuvre von sechzig Romanbänden aufgestellt hat, ist es ihm nicht verstattet, als repräsentativer Schweizer Dichter zu gelten, und doch hat er in seinen paar Büchern mehr Dichtertum als einige Dutzend Preisträger zusammen, und was den Schweizer betrifft, so möchte ich wohl wissen, welcher von allen denn herzinniger bodenständig wäre als dieser Maler schweizerischer Landschaft, schweizerischer Kauzigkeit und Innerlichkeit. Man lese ihn nur endlich.» Nicht als literar-kritische oder -historische Abhandlung, sondern als Hinweis auf eine bedeutende dichterische Leistung möchten die folgenden Ausführungen dienen.

Über die Familie, der Robert Walser entstammt, erfahren wir das Notwendige aus einem interessanten Aufsatz, den Alfred Tobler dem Großvater des Dichters, *Joh. Ulrich Walser*, gewidmet hat. (App. Jahrbücher 1908.) Als Sohn eines wohlhabenden Arztes 1798 in Teufen geboren, besuchte J. U. Walser das Gymnasium von Schaffhausen und studierte an der Universität Tübingen Theologie. Nach seiner Ordination wurde er als 19jähriger 1817 als Pfarrer nach Grub (App.) gewählt. In der Sorge für Freiheit und Fortschritt in Kirche, Staat und Schule erblickte er die Hauptaufgabe seiner Tätigkeit. Er war ein geschätzter Mitarbeiter an der Appenzeller Zeitung und am Appenzellischen Monatsblatt. Aus seiner Feder stammt eine Chronik der Gemeinde Grub und eine «Geschichte der appenzellischen Sektierer», in deren Vorrede der für ihn bezeichnende Satz steht: «Denn Wahrheit und nur Wahrheit will ich schildern; das ist die Partei, zu der ich stehe, die Sekte, zu der ich mich bekenne.» Durch sein unerschrockenes Eintreten für Freiheit und Toleranz — er war ein überzeugter Verfechter der Trennung von Kirche und Staat — schuf er sich viele Feinde, vor allem unter seinen Amtsbrüdern. Als die Landsgemeinde 1831 die Verfassungsrevision beschloß, ließ sich Pfarrer Walser in die Verfassungskommission wählen und wurde deren erster Aktuar. «Der schlanke, hochwüchsige Gruber Pfarrer mit seinen blauen, helleuchtenden Augen und der leisen Ironie auf den feingeschnittenen Lippen» war auch in diesem Gremium bereit, Zöpfe abzuschneiden. «Er sprach nicht oft, aber immer klar, kalt, hin und wieder mit Witzen blitzend.» Von 1833 bis 1837 sehen wir ihn als Pfarrer in Liestal; dann gab er diesen Beruf, in dem es ihm nie recht wohl war, auf und wandte sich der Journalistik zu. Als Gemeinderat von Muttenz und Landrat nahm er auch wieder am politischen Leben teil. Seinen Ruhestand verbrachte er in der Stadt Basel und starb dort 1866.

Sein Sohn *Adolf Walser* (1833—1914) war in seinen jungen Jahren in der Welt herumgekommen, hatte als Buchbinder in Paris gearbeitet und ließ sich nach seiner Verheiratung mit einer Bernerin in Biel nieder. Dort führte er ein Schreib- und Spielwarengeschäft, mit dem er seine große Familie — es waren acht Kinder

— ernährte. Ihm hat sein Sohn Robert im «Bild des Vaters» des Bandes «Seeland» ein ergreifendes Denkmal gesetzt. Am Totenbett des Vaters sitzen die Kinder und jedes von ihnen spricht nun aus, was ihm am Verstorbenen den größten Eindruck gemacht hat. «Eine fast wundersame Säuberlichkeit und ein unzweifelhaft hoher Grad von Anstand umgaben und schmückten sein enges, kleines Leben.» Dieser unscheinbare, uneitle, unaffektierte Mann, der sich immer zu den einfachen, armen Leuten hingezogen fühlte, besaß vor allem die «stille Gabe der Ironie.» «Er nahm die Menschen hin wie sie waren, und glaubte sich auch selber geben zu dürfen, wie er war; er hatte die Kraft, nachgiebig und geduldig zu sein.» Während der Vater stets zu Scherz und Lustigkeit aufgelegt war, wird die Mutter «ernst, stolz gesinnt und hoch geartet, eine herrliche Rebellin» genannt. «Die Mutter besaß offenbar keinerlei Humor, womit Menschen, denen er eigen ist, die Kraft gewinnen, im Unglück Gleichgewicht zu bewahren und sich mit jeder üblen Lage gutmütig abzufinden.»

Wollte man Robert Walsers Anlagen auf die elterlichen und großelterlichen Anteile und Einflüsse hin prüfen, so ließe sich etwa feststellen, daß er vom Vater und Großvater die Scheu vor jeder Sentimentalität, den Hang zur Ironie und zum Spott geerbt habe, von der Mutter aber die seelische Zartheit und Anfälligkeit einerseits, andrerseits auch das Aufrührerische seines Temperaments, das Bedürfnis, eigener Meinung zu sein und gegen den Strom zu schwimmen.

Ein großes Unglück für die Familie Walser bedeutete es, daß die Mutter und der Sohn Ernst, von Beruf Sekundarlehrer, als geisteskrank versorgt werden mußten. Damit brachen schwere finanzielle Sorgen über den Vater herein; der Laden mußte aufgegeben werden und an eine weitere Ausbildung der jüngern Kinder war nicht mehr zu denken. Adolf Walser lebte später in dürftigen Verhältnissen von einem Kleinhandel; mit Gelassenheit und Humor ertrug er «den Sturz aus jeglichem bürgerlichen Glanz.» «Uns ist er darum solch gutes Beispiel» sagt eines der Kinder im «Bild des Vaters», «wir verdanken ihm darum so viel, und ehrenwert erscheint er uns besonders darum, weil er zu kämpfen hatte und aus hartem Kampf arm, aber fröhlich hervorging.»

Robert Walser wurde am 15. April 1878 in Biel als zweitjüngstes Kind geboren. Nach dem Besuch der Bieler Volksschulen — der aufgeweckte Junge hätte gerne das Gymnasium und die Universität besucht — kam er in eine Banklehre und verließ das Elternhaus, «vom Vater für erwachsen erklärt», kaum 17jährig, um als kaufmännischer Wanderbursche sein Glück in der Welt draußen zu versuchen. Über Basel und Stuttgart führte ihn diese erste Walz 1897 nach Zürich. Da ihm die Arbeit auf dem «trockenen» Büro wenig zusagte, hatte er schon in Stuttgart einen Versuch unternommen, zur Bühne überzugehen. Allein der Besuch bei Jo-

sef Kainz, dem berühmten Hamletdarsteller, brachte ihn von diesem Vorhaben wieder ab. Mit köstlichem Humor hat Walser später diese Szene geschildert: der große Schauspieler hört sich, auf einer Ottomane liegend, eine Rezitationsprobe des theaterbegeisterten Jünglings an und weist ihm, ohne ihn auch nur eines Wortes zu würdigen, mit der großen Zehe des ausgestreckten Fußes, die Türe.

In Zürich verbrachte Robert Walser, kürzere Zwischenaufenthalte in Thun, Solothurn und Wädenswil abgerechnet, die nächsten sieben Jahre. Tagsüber «mit Buchstabenkratzen, Rechnungen ausradieren und Tintenverbrauchen» beschäftigt — wie ihm dabei zumute war, sagt uns die erste Strophe des Gedichtes «Im Bureau»:

«Der Mond blickt zu uns hinein,
er sieht mich als armen Kommis
schmachten unter dem strengen Blick
meines Prinzipals.
Ich kratze verlegen am Hals.» —

lebte er abends und nachts in sonnenarmen Mansarden, die des Winters meist ungeheizt blieben, und auf einsamen Spaziergängen sein eigentliches Leben als heimlicher Dichter, der zunächst noch zaghaft, mit zierlicher Schrift, linierte blaue Schulhefte mit seinen Versen füllte, dann aber, seiner Begabung immer gewisser werdend, mutig seine Stelle kündigte, wenn er etwas Größeres schreiben wollte. Neben den Gedichten, von denen einige von J. V. Widmann für den «Bund» angenommen wurden, andere in der von Walter Heymel herausgegebenen neuen Zeitschrift «Die Insel» erschienen, entstanden damals auch Prosastücke wie «Fritz Kochers Aufsätze». Vom Dichten hatte der junge Walser eine hohe Vorstellung. «Keinen Moment zweifle ich, daß Dichten unter keinen Umständen irgendein Unterhaltungsspiel ist, das nur als Nebensache oder Zerstreuung betrieben werden kann. Leben und Dichten müssen ohne Frage ein Einziges und Zusammenhängendes sein. Dichten ist ein Großes und Ganzes und beansprucht daher sicher auch ein ganzes Leben.»

War das Ersparte aufgebraucht, so verkaufte der Dichter seine Freiheit wieder für einige Zeit an den Erwerb, wobei es ihm nicht darauf ankam, in einer Schreibstube für Stellenlose zu arbeiten oder als Faktotum in einer Villa am Zürichberg, wie sein Abbild Simon Tanner, der Herrschaft «seine fertige Fixheit und fixe Fertigkeit im Tafeldecken und Teppichabbürsten» vorzudemonstrieren. Einmal soll er auf einer Wanderung durch Deutschland auf einem Schloß in Oberschlesien sogar die Rolle eines gräflichen Lakeien gar nicht übel gespielt haben. «Solcherlei Beschäftigung», heißt es in einem Lebensabriß für den Lesezirkel Hottingen, in dem der Dichter ironisch-bescheiden von sich selbst in der dritten

Person spricht, «hat ihm sicher nicht geschadet, lernte er doch dadurch Welt und Menschen einigermaßen kennen, wie z. B. auch sich selbst, was für ihn nicht unwichtig sein konnte.»

In Berlin, wo wir Walser im ersten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts bis kurz vor dem ersten Weltkrieg finden, vollzog sich seine endgültige Loslösung vom Kaufmannsberuf. Hier war er freier Schriftsteller, Mitarbeiter bekannter Zeitungen und Zeitschriften. Eine Zeitlang arbeitete er als Sekretär der «Sezession», einer einflußreichen Gruppe moderner Maler und Bildhauer. Mit ihm war sein Bruder, der Maler und Graphiker *Karl Walser* (1877—1943) wie früher nach Stuttgart (das Prosastück «die Brüder» berichtet Ergötzliches von dieser frühern gemeinsamen «Kunstburschen- und Kunstlehrlingschaft»), jetzt in die deutsche Reichshauptstadt gezogen. Ihr großes Erlebnis war, neben den Eindrücken, die das Leben der aufstrebenden Großstadt ihrem weltoffenen Gemüt einprägte, wohl das *Theater*. Es ist die Zeit, da der große Bühnenzauberer Max Reinhardt mit seinen Shakespeare-, Schiller- und Ibsen-Aufführungen der Bühnenkunst neue Wege wies. Karl Walser erhielt wiederholt den Auftrag, Bühnenbilder zu schaffen; in Robert Walsers Werk hat die Berliner Zeit vor allem in den «Aufsätzen», die jetzt wieder im ersten Band der «Dichtungen in Prosa» vorliegen, ihren Niederschlag gefunden. Mit wachen Augen und unbestechlichem Urteil läßt der Dichter die wechselnden Bilder der Weltstadt an sich vorüberziehen. Er sieht ihren Glanz und ihr Elend, das wirklich Große und das lediglich Imponierenwollende ihres Aufschwungs. Er beobachtet ironisch das Getriebe in den Straßen, auf dem Markt, in den Gaststätten (so etwa in «Gebirgshallen» oder «Aschinger»), wo man nicht einmal Zeit hat, sich zu setzen. «Die Unbefriedigten finden rasch an der Bierquelle und am warmen Wurstturm Befriedigung, und die Satten springen wieder an die Geschäftsluft hinaus, gewöhnlich eine Mappe unter dem Arm, einen Brief in der Tasche, einen Auftrag im Gehirn, einen festen Plan im Schädel, eine Uhr in der offenen Hand, die sagt, daß es jetzt Zeit ist.»

In Berlin hat Walser «mit einer gewissen Behendigkeit» sechs Romane geschrieben, von denen aber drei wieder vernichtet wurden. Zwischen 1906 und 1908 erschienen in rascher Folge «Die Geschwister Tanner», «Der Gehülfe» und «Jakob von Gunten», die in Deutschland mit großer Anerkennung aufgenommen wurden.

Vor dem Ausbruch des ersten Weltkrieges kehrte Walser in die Schweiz zurück und ließ sich in Biel nieder. Seine Wohnung bestand auch hier wieder aus einem Dachzimmer im Blaukreuz-Hotel. Die Hauptsache war ihm, ungestört arbeiten und auf Spaziergängen und größeren Wanderungen die ihm so liebe Juralandschaft nach allen Richtungen durchstreifen zu können. Als Infanteriesoldat leistete er während des Krieges wiederholt Aktivdienst,

bei seinen Kameraden beliebt wegen seines Humors und seiner witzigen Spässe. 1920 arbeitete er für kurze Zeit auf dem Grundbuchamt in Bern, wandte sich aber nachher wieder der Schriftstellerei zu. 1925 erschien sein letztes Buch «Die Rose». Dann nahm ihm ein unheilbares Leiden die Feder aus der Hand.

Wenn von diesem Dichter die Rede ist, darf auch seine Schwester *Lisa Walser* nicht vergessen werden. Bei ihr, der einfachen Lehrerin im jurassischen Dorf Bellelay, ist er immer wieder eingekehrt. In seinen gesunden Tagen war sie die in sein Schaffen völlig eingeweihte Beraterin, vergleichbar C. F. Meyers Schwester Betsy; sie hat bis zu ihrem Tode im Jahre 1944 in selbstloser Liebe für den kranken Bruder gesorgt.

Robert Walser hat keine Bestseller geschrieben, keine Theaterstücke mit «Kassensturzerfolg» verfaßt. Wer seinen Büchern so anspruchslose Titel wie «Aufsätze», «Geschichten», «Kleine Dichtungen» auf den Weg in die Öffentlichkeit mitgab, konnte schon im ersten Viertel unseres Jahrhunderts auf dem Büchermarkt keine Sensationen hervorrufen. Er wollte es auch nicht; dem modernen Literaturbetrieb mit seinen Strömungen und Bewegungen ist er hartnäckig aus dem Wege gegangen, um in Armut und Bescheidenheit sich selber achten zu können. So läßt er sich denn auch kaum in den gängigen Kategorien der Literaturgeschichte unterbringen. Die einen nennen ihn einen verspäteten Romantiker, die andern einen Vorläufer des modernen «Aperspektivismus». Mag sein, daß er doppelgesichtig zurück und vorausschaut, auf jeden Fall werden wir besser tun, zu versuchen, sein eigenwilliges Werk aus sich selber zu verstehen.

Das Unbefriedigende seines bürgerlichen Berufes hat den jungen Walser, der nach seinen eigenen Worten «ganz innerlich war und fast nur mit Geist und Gehirn lebte», zum Dichter gemacht. «Vielleicht fing ich an zu dichten, weil ich arm war und einer schönen Nebenbeschäftigung bedurfte, damit ich mich reicher fühle. Unruhe und Ungewißheit und das Ahnen eines eigentümlichen Schicksals mögen mich veranlaßt haben, in der Abgelegenheit zur Feder zu greifen, um zu versuchen, ob es mir gelänge, mich selbst *abzuspiegeln.*» Von dieser Möglichkeit der Selbstdarstellung hat Walser vom ersten Roman an immer wieder ausgiebig Gebrauch gemacht und sein eigenes Poetenleben mit seinem Drum und Dran ist für ihn ein unerschöpflicher Gegenstand des Betrachtens und Belächelns geworden. In seiner Kleinprosa gibt es nicht manches Stück, dessen erster Satz ohne ein «Ich . . . » beginnt. Nur dürfen wir nicht vergessen, daß die Sprache der ersten Person die des Lyrikers ist und die lyrische Prosa (Walsers Gedichte enttäuschen eher durch ihre unbekümmerte Formlosigkeit) ist fraglos sein eigenstes Gebiet.

Im «Spaziergang», diesem «Kompendium» von Walsers Poesie und Poetik, tritt uns eine ganz andere Auffassung von der Auf-

gabe des Dichters entgegen. «Keinerlei empfindsame Eigenliebe und Leichtverletzlichkeit darf er mit sich tragen. Uneigennützig und unegoistisch muß er seinen sorgsamen Blick überall schweifen und herumstreifen lassen; ganz nur im An*schauen und Merken der Dinge* muß er stets fähig sein aufzugehen, und sich selber, seine eigenen Klagen, Bedürfnisse, Mängel, Entbehrungen hat er, gleich dem wackeren, dienstbereiten und aufopferungsfreudigen, erprobten Feldsoldaten, hintanzustellen, gering zu achten und zu vergessen.»

Ist die eine Quelle der Poesie das eigene Selbst, so ist die andere, noch wichtigere, die *Natur*.

Im «Spaziergang» gibt der Dichter dem Steuereinschätzer, der ihm eben den Vorwurf, man sehe ihn ja immer spazieren, gemacht hat, folgendes zu bedenken: «Spazieren muß ich unbedingt, um mich zu beleben und um die Verbindung mit der lebendigen Welt aufrecht zu erhalten, ohne deren Empfinden ich keinen halben Buchstaben mehr schreiben und nicht das leiseste Gedicht in Vers oder Prosa mehr hervorbringen könnte ... Bedenken Sie, wie der Dichter verarmen und kläglich scheitern muß, wenn nicht die mütterliche und väterliche und kindlich schöne Natur ihn immer wieder von neuem mit dem Quell des Guten und Schönen erfrischt. Bedenken Sie, wie für den Dichter der Unterricht und die heilige, goldene Belehrung, die er draußen im spielenden Freien schöpft, immer wieder von der größten Bedeutung sind.»

Das «hingebungsvolle Aufgehen und Sichverlieren in die Gegenstände» — «Studien» nennt Walser, darin ein Verwandter Stifters, diese Bemühungen — bedarf nun aber einer Ergänzung im «hohen Enthusiasmus», jenem Vermögen des Auf- und Ueberschwungs zum Allgemeinen und Ganzen der Natur. Er läßt sich nicht erzwingen und ist ein Gnadengeschenk jener seltenen Augenblicke, da «der purpurne Schlund der Welt», die «Weltseele» sich öffnet, da das Getrennte und Einzelne versinkt und die große, alles umfassende Einheit und Harmonie der Wesen sich dem liebenden Herzen offenbart. In Worten, die sich würdig den hohen Zeugnissen mystischen Erlebens aus allen Zeiten und Völkern anreihen, feiert der Dichter im «Spaziergang» einen solchen Augenblick. «Häuser, Gärten und Menschen verwandelten sich in Klänge, alles Gegenständliche schien sich in eine Seele und in eine Zärtlichkeit verwandelt zu haben ... Die Zukunft verblaßte, und die Vergangenheit zerrann. Ich glühte und blühte selber im glühenden, blühenden Augenblick ... Ich hatte die ganze reiche Erde dicht vor mir und schaute doch nur auf das Kleinste und Bescheidenste. Was wir verstehen und lieben, das versteht und liebt auch uns.»

Unverkennbar haben wir es hier mit *religiösem* Erleben zu tun, das sich allerdings weniger dem Christentum, als einem mystischen Naturpantheismus nähert. Noch ausgeprägter zeigt sich

dies in der «Naturstudie» des Prosabandes «Seeland». «Ist ein blühender Strauch nicht ebenso himmlisch wie der blaue Himmel selber, nicht ebenso schön wie jedes andre Schöne, nicht ebenso göttlich wie alles Göttliche? Und ist denn nicht alles schließlich göttlich? Könnte irgend etwas sein, das nicht von Gott durchtränkt, durchsättigt wäre?»

«Göttlich schön, himmlisch gut ist doch die Welt!», das ist der Kerngedanke von Walsers «Weltanschauung.» Dieser leidenschaftliche Spaziergänger und Wanderer, der sich mit unersättlicher Schaulust am «Landstraßentheater» ergötzt, kann es nicht fassen, daß der heutige Mensch seine Beine nicht mehr gebrauchen will, «daß es ein Vergnügen sein kann, so an allen Gebilden und Gegenständen, die unsere schöne Erde aufweist, vorüberzurasen, als wenn man toll geworden sei und rennen müsse, um nicht zu verzweifeln.» Im Prosastück «Der Student» heißt es: «Marschieren war ihm etwas wie ein musikalischer Genuß. Denken und Gehen, Sinnen und Schreiten, Dichten und Laufen waren verwandt miteinander.» Daß der moderne Mensch zu bequem geworden ist, nicht mehr gehen und denken will, ist eine Folge seines großen Verhängnisses: seiner *Naturentfremdung*. Weil ihm die Natur nur noch Nutzungsbereich, «Energielieferantin» geworden ist, mußte ihm auch jede Scheu und Ehrfurcht vor ihr verloren gehen.

Der deutschen Sprache steht für das aus dem Lateinischen übernommene Lehnwort «Natur» der schöne Ausdruck «das Freie» zur Verfügung. Gewiß bedeutet es zunächst einfach das Draußen gegenüber dem Drinnen, das Nichtbeengende eines unbeschränkten Spielraumes gegenüber dem Begrenzenden des Hauses mit seinen Mauern, des Zimmers mit seinen Wänden. Für Robert Walser hat das Wort «das Freie» einen besonderen Klang und Gehalt: er nennt es das *spielende* Freie. Die Natur hat etwas Spielendes in ihrem Wesen; sie spielt in unerschöpflichen Erfindungen und Einfällen und lehrt auch den Menschen das Leben als Spiel und Reigen verstehen. Als «das Freie» gewährt und schenkt sie *Freiheit*.

Die Überzeugung, die Freiheit «sei am Ende das Schicklichste und Schönste und enthalte unsterblichen Zauber», zieht sich als allesbeherrschendes Leitmotiv durch Walsers Werk. Um ihretwillen lohnt es sich, arm zu bleiben, einsam durch das Leben zu gehen, auf bürgerliche Stellung und öffentliches Ansehen zu verzichten. Freiheit ist für Walser kein politischer Begriff. Sie heißt ihm vor allem: nicht gebunden und gefesselt sein an die Lebenszwecke des modernen Menschen: Geld, Ansehen, Macht, Genuß und Sicherheit, an all das, was das schöne Wort «Karriere» birgt, was den «gemachten Mann» ausmacht.

Schon Walsers erster Roman «*Die Geschwister Tanner*» ist vom unsterblichen Zauber der Freiheit durchweht. Bruno Cassirer nahm ihn auf Empfehlung seines Lektors Christian Morgenstern in seinen Verlag auf. In einem Brief vom 22. Januar 1907 schreibt

der Lektor an den Verleger: «Ich glaube nicht zu große Worte zu gebrauchen, wenn ich meine, daß diese neue Arbeit eine der größten Versprechungen bedeutet, die je von jungen Dichtern gegeben worden sind. Sie enthält Partien von so reiner und rührender Schönheit, daß kein reifer Leser unbewegt davon bleiben kann und daß keiner den Glauben wird unterdrücken können, daß hier jemand auf dem Weg zum schlechtweg Außerordentlichen begriffen ist.»

Was konnte Morgenstern, der selber ein bedeutender Dichter war, zu diesem hohen Lob begeistern? Denn gemessen an dem, was man im allgemeinen einen Roman nennt und von einem Roman erwartet, sind die «Geschwister Tanner» eher ein verfehltes Buch, fast ohne Handlung, ohne Spannung. Hier wird keine «Welt» episch dargestellt, es wird selten wirklich erzählt, aber unendlich viel geredet. Allerdings nicht in Gesprächen, sondern in Monologen und «Ansprachen». So sehen wir denn auch nicht Menschen mit unverwechselbarem Gesicht und bestimmten Gebärden vor uns, sondern Personen, d. h. Masken, durch welche unaufhörlich des Dichters eigene Stimme hindurchtönt. Damit haben wir uns, wenn wir diesem Buch gerecht werden wollen, abzufinden; *was* Walser zu sagen hat und *wie* er es ausspricht, ist ungewöhnlich.

Unverkennbar ist der autobiographische Gehalt der «Geschwister Tanner». Im Gelehrten Klaus, im Kunstmaler Kaspar, in Hedwig, der Lehrerin, und Simon, dem Handelsgehilfen, lassen sich unschwer die Geschwister Hermann, Karl, Lisa und Robert Walser erkennen. *Klaus,* der Erstgeborene, — wie Hermann Walser, der als Geographieprofessor an der Berner Universität lehrte, stellt er in einem Traum Simons «Betrachtungen über den Lauf der Flüsse, die Geschichte und das Alter der Berge, die Windungen der Täler und der Erdschichten an» — Klaus scheint äußerlich ein gemachter Mann zu sein. Und doch ist er unglücklicher als seine jüngeren Geschwister (Emil, das im Wahnsinn endende Genie, ausgenommen), weil er zu jenen «Sorgen- und Pflichtenmenschen» gehört, die sich «aus Pflichterfüllungsbedürfnis in ein ganzes, beinahe zusammenstürzendes Gebäude von sauren Pflichten stürzen, aus Angst, es möchte vorkommen, daß ihnen eine geheime, wenig bemerkbare Pflicht davonliefe.» Er ist der Meinung, daß ein junger Mensch «sich befestigen» müsse und so mahnt er den springlustigen Simon in Gespräch und Brief immer wieder, «ein nützlicher, zweckerfüllter Mensch» zu werden.

Kaspar, der Landschaftsmaler, hat den unsichern Beruf des freien Künstlers gewählt. Er ist ein bedeutender Mensch, der den Mut zu durchaus unkonventionellen Ansichten hat, ein Rebell und Arbeitsfanatiker: man muß schaffen, schaffen und nochmals schaffen, lautet seine Devise. Mit Klaus stellt er sich noch schlechter als Simon, weil ihm der lebenserfahrene Bruder Ratschläge

geben will, was er als Eingriff in die Sphäre seiner persönlichen Freiheit empfindet.

Hedwig, die einsame, in einem Dorf mit Strohdächern vergrabene Schullehrerin, steht ihren künstlerisch begabten Brüdern näher als Klaus. Auch sie ist trotz oder wegen ihrer festen Lebensstellung kein glücklicher Mensch. In einer vorübergehenden Anwandlung ist sie sogar willens, ihre Schulkarriere, der sie sich nicht gewachsen glaubt, aufzugeben und Privatlehrerin in Italien zu werden.

Simon Tanner, der «Held» des «Romans», ist die Ursache freilich nicht unbegründeter Sorgen für seine Familie. Da er sich so spät als nur möglich «endgültig formen» möchte — Selbstbildung bedeutet für ihn die einzig wirksame Art der Erziehung — kann er sich nicht zu einem bestimmten Beruf entschließen. Berufe sind Möglichkeiten, die er durchproben will, bevor er sich auf dem «Sprungfederbett» einer dauernden Anstellung niederläßt. «Ich erfahre gern alles und deshalb fürchte ich nicht so viel, wie die, die um eine glatte Zukunft besorgt sind. Ich habe immer Angst, es möchte mir eine einzige Lebenserfahrung entgehen. Darauf bin ich ehrgeizig wie zehn Napoleone.» Im Verlaufe zweier Jahre ist er nacheinander Buchhändler, Gehilfe eines Advokaten, Bankbeamter, Angestellter einer Maschinenfabrik, Bedienter in einer Villa, Schreiber auf einer Schreibstube für Stellenlose. Er wechselt diese Stellen meist aus «freier Lust am Austreten» oder er wird entlassen, weil er seinem Prinzipal gar zu unverblümt die Wahrheit gesagt hat. Zwischen diesen Anstellungen bummelt er vergnügt auf Stadtstraßen und Landwegen oder er hungert und friert in schattigen Dachkammern. Von Zeit zu Zeit geht er, «bettelhafter und frecher als ein aufdringlicher Landstreicher» zur Schwester aufs Dorf, um sich von ihr auffüttern und pflegen zu lassen, um wieder einmal sorglos ruhen und träumen zu können.

In den Augen ehrbarer Bürger ein Taugenichts und Tagedieb, ist er doch kein verlorener Mensch wie der in übertriebener Selbstkritik sich zermürbende Maler Erwin oder der entgleiste, mit allem nur noch spielende und sich selbst bemitleidende Dichter Sebastian. Selbst der sorgenbeschwerte Klaus muß anerkennen: «Du hast Talent und besitzest, wie ich mir gerne einbilde, einen hellen Kopf, bist auch sonst klug, und in allen Deinen Äußerungen spiegelte sich immer der gute Kern wieder, den ich in Deiner Seele von jeher wußte.» Und die Schwester, die ihn wegen seiner manchmal an Wurstigkeit grenzenden Gleichgültigkeit tadelt und ein wenig verachtet, stellt ihm bei seinem Abschied das schöne Zeugnis aus: «Ich mute dir nie Schwächlichkeiten zu.»

«Den Kopf hoch tragen und die Menschen mit Augen wie der Blitz anschauen» hat ihn schon sein Vater gelehrt. Was den modernen Sorgenmenschen und Fürchtlingen, dem auf den Kontoren tätigen «Rechnervolk» die Hauptsache ist: die gesicherte Lauf-

bahn und das bequeme Leben, das gilt ihm gar nichts. «Ich kann das Karrieremachen in Gottes Namen nicht achten. Ich mag leben, aber ich mag nicht in eine Laufbahn hineinlaufen, was so etwas Großartiges sein soll. Was ist Großartiges dabei: frühzeitig krumme Rücken vom Stehen an zu kleinen Pulten, faltige Hände, blasse Gesichter, zerschundene Werktagshosen, zittrige Beine, dicke Bäuche, verdorbene Mägen, kahle Platten auf den Schädeln, grimmige, anschnauzige, lederne, verblaßte, glutrote Augen, abgemergelte Stirnen und das Bewußtsein, ein pflichtgetreuer Narr gewesen zu sein. Ich danke! Ich bleibe lieber arm aber gesund, verzichte auf eine Staatswohnung, zugunsten eines billigeren Zimmers, wenn es auch auf die dunkelste Gasse hinausgeht, lebe lieber in Geldverlegenheiten als in der Verlegenheit, wo ich sommers hinreisen soll, um meine verdorbene Gesundheit aufzuputzen, bin allerdings nur von einem einzigen Menschen geachtet, nämlich von mir selber, aber das ist einer, an dessen Achtung mir am meisten liegt, bin frei und kann jedesmal, wenn es die Notwendigkeit verlangt, meine Freiheit für einige Zeitlang verkaufen, um nachher wieder frei zu sein. Es lohnt sich, um der Freiheit willen arm zu bleiben.» Dem Bankdirektor dankt er, daß er den Mut hat, ihn zu entlassen, denn nicht der Arbeitslose ist für Simon ohne Hoffnung, sondern der an einen Posten Gebundene, der selber zu einem Stück Inventar, zum Sklaven seiner Schreib- und Rechenmaschine wird. Als ihn der Prinzipal ermahnt, er untergrabe sich durch seine Heftigkeit die Zukunft, antwortet Simon schlagfertig: «Ich will keine Zukunft, ich will eine Gegenwart haben. Das erscheint mir wertvoller.»

Wo steht Simon Tanner nach zwei Jahren? Äußerlich gleich weit, ja weniger weit als zu Beginn dieses Zeitraums. Damals hatte er eine Anstellung, jetzt ist er stellenlos; damals mietete er sich ein Zimmer im gleichen Hause, in das ihn nun die Vorsteherin des darin eingerichteten Volksheims als Verwahrlosten aufnimmt. Sein Leben scheint wie der Reigen der Jahreszeiten ergebnislos im Kreise zu verlaufen. Aber gerade der Wechsel von Werden und Vergehen in der Natur, der Simon innig verbunden ist, gerade die Zeit selbst wird seine große Lehrmeisterin. «Es lag etwas Schönes, Hinwegnehmendes und Verzeihendes in diesem Gehen der Zeit. Sie ging über den Bettler wie über den Präsidenten der Republik hinweg, über die Sünderin und über die Anstandsdame. Sie ließ vieles als klein und unbedeutend empfinden; denn sie allein stellte das Erhabene und Große dar.» Natur und Zeit lehren den Menschen jene *Gelassenheit,* die das Zeichen der inneren Reife ist. Sie geben Simon jene Zuversicht, die er vor den meisten voraus hat, die seinen freien Lebensversuch mitleidig oder ironisch belächeln.

«Ich war so fürstlich arm und so königlich frei» schreibt Walser von der Zeit, da er in Zürich seine ersten Gedichte verfaßte. Daß

die Freiheit für einen jungen Menschen etwas Königliches an sich hat, werden wir ohne weiteres verstehen; daß die Armut etwas Fürstliches sein soll, wird nur wenigen Menschen von heute einleuchten. Und doch würde man diesen Dichter gründlich mißverstehen, wenn man sein Lob der Armut als gelegentlichen schrulligen Einfall abtun wollte. Nicht umsonst hat C. Seelig einem Bändchen mit Aphorismen aus den Werken Robert Walsers den Titel «Vom Glück des Unglücks und der Armut» gegeben. Das franziskanische Ideal der christlichen Armut scheint hier in weltlicherer Form noch einmal lebendig geworden zu sein. Daß Walser seine Liebe zur Armut selber als ein Stück Christentum empfindet, zeigt eine Stelle aus der Skizze «Ein junger Mensch»: «Leiden schien mir süß und Sterben himmlisch; es war wohl viel vom Christen in mir, obgleich ich nie daran dachte.» Auch andere Dichter unserer Zeit haben die Armut gepriesen. Man kann wie R. M. Rilke Hymnen auf «der Armut großen Abendstern» singen und gleichwohl die Hälfte seines Lebens als Gast auf den Schlössern aller möglichen Fürstinnen und Baronessen verbringen. Für Walser kam eine solche Scheidung von «Theorie und Praxis» nicht in Frage; er nahm das Lob der Armut ernst und lebte auch darnach.

Er unterscheidet zweierlei Armut: jene, die voll Neid nach denen schielt, die es besser haben, und dieses Übel aller Übel radikal aus der Welt zu schaffen möchte; und jene, «die nicht zürnt, sondern in Gottes Namen auf sich nimmt, was ihr vom Schicksal und von den Fügungen zu tragen und zu dulden befohlen worden ist.» Daß er diese zweite Art meint, wenn er erklärt: «Die besten Früchte reifen oft im Schatten der Armut», braucht nicht besonders betont zu werden.

Aus der Überzeugung, daß Unglück und Armut keine Übel sind, sondern den Menschen erziehen, ist auch Walsers auf den ersten Blick befremdende Stellung zur sozialen Frage zu verstehen. Zwar mag auch bei ihm einmal ein zorniges Wort auf den «feigen Geldsack», gegen die, welche «auf den Wertpapieren trotzen und protzen», fallen. In den «Geschwistern Tanner» steigt Klara Agappeia, die Freundin von Kaspar und Simon, von den obern Rängen des Bürgertums herab, lernt die Not und Schande der unehelichen Mutterschaft kennen und sucht «die auf die andere, dunkle Seite der Welt Gedrängten, das Pack, wie der Titel lautet, mit dem man eine Welt voll Sehnen und Mühsal tituliert», zu lieben, zu beraten und zu erziehen. Trotzdem ist Walser weit davon entfernt, als revolutionärer Schriftsteller und Klassenkämpfer aufzutreten.

Ein vom Glück der Armut erfüllter Mensch will die Welt gar nicht anders haben. In dem «Brief eines Dichters an einen Herrn» wird auf eine Einladung u. a. folgende Antwort erteilt: «Ich bin ein Mensch, müssen Sie wissen, der nicht lohnt, kennen gelernt zu werden. Ich bin außerordentlich unhöflich, und an Manieren be-

sitze ich so gut wie nichts. Ihnen Gelegenheit geben, mich zu sehen, hieße, Sie mit einem Menschen bekannt machen, der seinen Filzhüten den Rand mit der Schere abschneidet, um ihnen ein wüsteres Aussehen zu verleihen. Möchten Sie einen solchen Sonderling vor Augen haben? ... Ich vermute, daß Sie eine Frau haben, daß Ihre Frau elegant ist, und daß bei Ihnen so etwas wie ein Salon ist. Wer sich so feiner und schöner Ausdrücke bedient wie Sie, hat einen Salon. Ich aber bin nur Mensch auf der Straße, in Wald und Feld, im Wirtshaus und in meinem eigenen Zimmer; in irgend jemandes Salon stünde ich da wie ein Erztölpel ... Sie machen sich keine Vorstellung davon, wie aufrichtig ich den Stand, in welchem ich lebe, bevorzuge und liebe. So arm ich bin, es ist mir doch bis heute noch nie eingefallen, mich zu beklagen; im Gegenteil: ich schätze, was mich umgibt, so hoch, daß ich stets eifrig bemüht bin, es zu hüten ... Das Leben würde mir zur Qual, wenn ich fein, vortrefflich und elegant sein sollte. Die Eleganz ist mein Feind, und ich will lieber versuchen, drei Tage lang nichts zu essen als mich in die gewagte Unternehmung verstrikken, eine Verbeugung zu machen ... Warum sollte ich nicht sein, was ich bin, und nicht sein, was ich bin? Das wäre eine Dummheit. Wenn ich bin, was ich bin, bin ich mit mir zufrieden; und dann tönt alles, ist alles gut um mich.»

In diesen Sätzen finden wir auch Robert Walsers eigenwillige Antwort auf die «soziale Frage». Wenn einer *ist* und *sein* will, was er ist, braucht und wünscht er nichts anderes und vor allem nicht mehr zu *scheinen,* als er ist. Damit stoßen wir auf jenes Grundübel, auf das Walser, wie ein besorgter Arzt, immer wieder den Finger legt: das Scheinenwollen und Scheinenmüssen. Empört ruft er im «Spaziergang» aus: «Zum Teufel mit der miserablen Sucht, mehr zu scheinen, als was man ist ... So sei mir doch ein Handwerker kein Monsieur und eine einfache Frau keine Madam. Aber es will heute alles blenden und glitzern, neu und fein und schön sein, Monsieur sein und Madam sein, daß es ein Grauen ist.» Diesem Verteidiger des Echten und Schlichten muß die moderne *Reklame* mit ihren Superlativen notwendigerweise auf die Nerven geben. «Echten Menschen ist alles Reklamehafte von Grund auf zuwider». So richtet sich sein Spott und seine Ironie immer wieder gegen die maßlosen Selbstanpreisungen heutiger Geschäftsleute und Firmen. Wir denken etwa an die sarkastische Paraphrase über die Inschrift «Kostgängerei oder feine Herrenpension» im «Spaziergang» oder an das köstliche Stück über das Zahnpflegemittel «Odol», aus dem einige Sätze zitiert seien: «Odol ersetzt alle guten menschlichen Eigenschaften in jeder Hinsicht. Damen der höchsten Bourgeoise und Aristokratie brauchen massenhaft Odol, weil sie zu fühlen scheinen, wie sehr sie es nötig haben. Hohe Würdenträger beschütten seit Jahren und Jahrzehnten ihren hochgeschätzten Rachen regelmäßig mit Odol ... Le-

bensmittelspekulanten, vornehme Spione, Eisenbahn- und Petroleumkönige, Regenten und Regentinnen, Admiräle und Feldherren, Abgeordnete jeder Parteirichtung und viele andere hoch angesehene Personen werfen zu ihrem persönlichen Vorteil täglich soviel Odol wie irgendwie möglich in ihre ehrenwerten und ohne Frage hochachtbaren Gurgeln. Die Nation, die sich an Odol gewöhnt hat, marschiert allen andern Nationen in bezug auf Geist, Fortschritt, Verstandes- und Herzensbildung voran, und eine solche Nation, das wird man mit Sicherheit sagen können, macht mit historischer Notwendigkeit das Recht geltend, allen übrigen Völkern des Erdballes Gesetze zu diktieren und über den gesamten Kreis der Welt unumschränkt zu herrschen.»

Eine Schein- und Schwindelwelt, in der man mehr sein möchte, als man ist, hat Walser in seinem zweiten Roman «*Der Gehülfe*» ironisch nach allen Seiten durchleuchtet. Den Schauplatz der kaufmännischen und menschlichen Tragikomödie, die sich da mit einer Folgerichtigkeit ohnegleichen vor uns abspielt, bildet die Villa «zum Abendstern», «umblitzt von der strahlenden Sonne, erhoben von einem grünen, wundervoll zum See, zur Ebene herableuchtenden Hügel, umgeben und umarmt von einem wahrhaft herrschaftlichen Garten.» Sie ist Wohn- und Geschäftshaus zugleich. Hier hat Ingenieur Karl Tobler sein technisches Bureau aufgeschlagen, aus dem fortlaufend ingenieuse, größte Gewinnchancen versprechende Erfindungen hervorgehen wie die Reklameuhr, der Schützenautomat und die Tiefbohrmaschine. Das Turmdach dieses Herrschaftshauses leuchtet als Zeichen von Glanz und Glück mit seinem noch nicht bezahlten Kupferblech weit in die Lande. Im eben erwähnten Garten finden sich zwei Schmuckstücke, die den ganz besonderen Stolz Ingenieur Toblers ausmachen und auch für seinen Geschmack bezeichnend sind: eine verschiedenfarbige Glaskugel, «in der sich die umliegenden Weltbilder in runder, gleichsam aufeinandergetürmter Perspektive grün, blau, braun, gelb und rot abspiegelten», und eine Feengrotte, «ein höhlenartiges, mit Zement ausgeschlagenes und tapeziertes Ding, länglich wie ein Ofenloch.» Begreiflicherweise braucht die Villa «zum Abendstern» eine Feengrotte, denn hier halten sich, wie ihr Besitzer mit Stolz hervorhebt, mit Vorliebe zwei Feen auf: der Anstand und die Sauberkeit. Bei jeder Gelegenheit reibt er den Angestellten unter die Nase: «Mein Haus und mein Geschäft sind kein Hühnerstall.» Dabei ist das mit Nachdruck betonte «Mein» in seinem Fall nicht mehr ganz am Platz. Die Erfindungen finden keine Abnehmer, die Zahlungsbefehle häufen sich; die Hauptaufgabe des Toblerschen Unternehmens besteht schließlich darin, sich die drängenden Gläubiger vom Leib zu halten und die Fassade der Wohlhabenheit solange als möglich zu wahren. Statt sich einzuschränken und zu sparen, lebt man daher erst recht großzügig auf diesem Hügel, hält sich über-

flüssige Dienstboten, veranstaltet Jaßpartien und Trinkgelage und besucht ein Fest nach dem andern. Immer häufiger schleicht «die personifizierte trübe Ahnung», der Betreibungsbeamte, um das Haus; «das Korrespondenzgeschütz» wird, um noch ein Darlehen zu ergattern, auf alle erreichbaren Verwandten gerichtet; die «Freunde» wittern das heraufziehende Unwetter und ziehen sich vorsichtig zurück. Im Dorf Bärenswil, dessen Sparkasse Toblers Hauptkreditorin ist, sieht man nicht ohne Schadenfreude dem Schlußakt des Schauspiels auf dem Hügel zu. Das Elektrizitätswerk unterbindet die Stromzufuhr und man sitzt abends bei Toblers beschämt und verärgert um die trauliche Petrollampe von anno dazumal herum.

In diesem interessanten Milieu darf nun, bei freier Station und einem kleinen Taschengeld, der Gehülfe *Joseph Marti* leben und wirken. Er kommt «aus den Tiefen der menschlichen Gesellschaft, aus den schattigen, schweigsamen, kargen Winkeln der Großstadt». In seiner Jugend hat er sich mit seiner Freundin Klara für die sozialistische Idee der Menschheit begeistert. Von den «Schreiern, Krakehlmachern und Schwätzern» angewidert, hat er sich von dieser Heilslehre abgewendet. «Je schwerer es einem wurde, ein «rechter Mensch» zu werden, desto weniger mochte man große Worte in den Mund nehmen.»

Joseph Marti hat einen «etwas poetisch veranlagten Kopf», er ist ein Träumer wie Simon Tanner, freilich ohne seinen Geist, aber von ähnlicher Zuversicht und Gelassenheit. Er fühlt sich in seiner Stellung als «rechte Hand» Toblers gar nicht unwohl und genießt das Leben auf dem Hügel als eine Art Idylle. Freilich merkt er bald, daß in diesem Betrieb etwas nicht in Ordnung ist, daß die Toblerschen Erfindungen Bluff sind; doch was schert ihn das! Er kann bei diesem jovialen Prinzipal «kopflos» arbeiten und sich auf weiten Spaziergängen der Natur freuen, welche seine Arbeitgeber lieber in der Glaskugel betrachten und sich vor ihr in die Feengrotte zurückziehen. Der Gehülfe benützt auch die Nähe des Sees bei jeder Gelegenheit, um sich seiner Leidenschaft, dem Schwimmen, zu ergeben. «Er schwamm hinaus, es war ihm wohl zumute. Welche Weichheit, welche schimmernde Helle! Und mit den nackten, empfindungsvollen Armen macht man Schnitte in dieses nasse, saubere, gütige Element. Jeder Stoß mit den Beinen bringt einen ein Stück vorwärts in diesem schönen, tiefen Nassen. Von unten her wird man von warmen und kühlen Strömen gehoben. Den Kopf taucht man, um den Übermut in der Brust zu bewässern, auf kurze Zeit, den Atem und den Mund und die Augen zudrückend, um am ganzen Leib dieses Entzückende zu spüren.»

Martis Menschlichkeit ist empört über die Art, wie in diesem Hause die Kinder erzogen werden. Das schreiende Unrecht, das fortwährend der verschupften Silvi, mit der man, ihrer Häßlichkeit wegen, keinen Staat machen kann, angetan wird, zwingt ihn,

auch auf die Gefahr hin, entlassen zu werden, seinen Brotgebern deutlich ins Gewissen zu reden. Als der Ruin nicht mehr aufzuhalten ist — die letzte Erfindung Toblers, der innerlich und äußerlich am Zusammenklappen ist, besteht bezeichnenderweise in einem zusammenklappbaren Krankenstuhl — als die Szenen in Haus und Geschäft sich häufen, kommt selbst über den gelassenen Gehülfen eines Tages «das bestimmte Schluß-Bewußtsein.» Gleichmütig zieht er am Neujahrsmorgen mit seinem Vorgänger, dem Säufer Wirsig, auf der Landstraße dem Ungewissen entgegen. Auch die Herrschaften auf dem grünen Hügel werden binnen kurzem in eine billige Stadtwohnung umsiedeln müssen. Zur Prinzipalin, die ihn stets mitleidig-herablassend behandelt hat, kann Marti im letzten Gespräch sagen: «Ich wage es, dem kommenden Leben tief und sorglos und warm ins Auge zu blicken. Ich vertraue meinem bißchen Kraft aufrichtig und das ist mehr, als wenn einer Wagenladungen voller Kräfte und Heuschober voller Fähigkeiten hätte, aber denselben nicht traute oder sie gar nicht kennte.»

Als epische Leistung steht der «Gehülfe» weit über den «Geschwistern Tanner». Es wird nicht geredet, sondern erzählt, eine, wenn auch enge Welt — die des dekadenten Bürgertums — ist glänzend dargestellt, Gestalten von unverwechselbarer Prägung stehen vor uns: die aus «echt bourgeoisen Kreisen» stammende, ironisch-hochmütige Dame des Hauses, der «innerlich knatternde und leise krachende» Erfinder Tobler, dieser zwar gutmütige, aber taktlose Aufschneider, «für Feste und deren schöne Ausgestaltung wie kein zweiter geschaffen.» Oder etwa die dumme und brutale Magd Pauline, der man die «Erziehung» der Kinder, die man nicht mag, anvertraut oder der ewig rückfällige Trinker Wirsig und seine vergrämte Mutter.

Der Verfall des Hauses auf dem Hügel — es trägt nicht zufällig den Namen des Gestirns, das der untergehenden Sonne als Begleiter folgt — ist das Thema des Buches. «Nun besteht ja allerdings ein Haus aus zwei Seiten, aus einer sichtbaren und einer unsichtbaren, aus einem äußern Gefüge und aus einem innern Halt, und der innere Bau ist ebenso wichtig, ja, manchmal vielleicht noch wichtiger zum Tragen und Stützen des Ganzen, wie der äußere.» Es beweist einen hohen Grad von Welt- und Menschenkenntnis, wie Walser mit einer fast boshaft zu nennenden Genauigkeit das fortschreitende Zerbröckeln dieses inneren Gefüges verfolgt. Auch hier wieder begleitet der große Gang der Jahreszeiten das Geschehen in der Menschenwelt und es gehört zum Eindrucksvollsten dieses Romans, wie er das Zusammenklingen von Natur- und Seelenstimmung aufzeigt.

Fraglos kann der «Gehülfe» als eine Art Satire auf das Bürgertum aufgefaßt werden; darüber hinaus aber ist er ein Triumphlied des sorglosen, freien und naturverbundenen Menschen.

Jakob von Gunten, dessen Tagebuch in Walsers dritten «Roman» vorliegt, ist der Sohn einer begüterten Kaufmannsfamilie. Sein Vater ist Großrat, hat Wagen und Pferde, ja sogar einen Diener; in seinem Hause «duftet es von Takt und Vornehmheit.» Mit dieser Welt voll Bequemlichkeit, mit der hochmütigen Tradition der von Gunten hat Jakob gebrochen und ist, seine «Selbsterziehung» in die Hand nehmend, aus der Kleinstadt in die Großstadt gekommen, um sich zum Eintritt in das Knabeninstitut Benjamenta anzumelden. Es ist eine merkwürdige Schule. Kenntnisse werden den Schülern eigentlich nicht vermittelt. Lehrkräfte fehlen, d. h. der ganze Unterricht wird durch die Schwester des Vorstehers, Lisa Benjamenta, erteilt. Der Schulleiter selbst sitzt den ganzen Tag auf dem Bureau, liest Zeitungen, verwaltet die Kasse und verabfolgt die Prügel. Aufgaben gibt es ebenfalls kaum, denn das Hauptpensum besteht im Auswendiglernen der Vorschriften und Regeln, die in dem Buch «Was bezweckt Benjamentas Knabenschule?» niedergelegt sind. In diesem Institut «hagelt, blitzt, schneit und regnet es» von Vorschriften, welche den «Eleven» den für das Vorwärtskommen in der großen Welt erforderlichen Anstand und Schliff beibringen sollen.

Das Schulzimmer, in welchem Lisa Benjamenta, einen kleinen, weißen Stab in der Hand, unterrichtet, ist äußerst nüchtern ausstaffiert. Über der Tür hängt als einziger Schmuck ein Polizistensäbel mit querdaraufgelegtem Futteral und darüberthronendem Helm, unschwer zu deutende Symbole des hier herrschenden Geistes. Jede natürliche Regung wird unterdrückt, jedes Lachen ist vorschriftswidrig, alles eigene Denken verboten. Eine grauenhafte Langeweile liegt lähmend und erstickend über dieser Schule. «In der Unterrichtsstunde sitzen wir Schüler, starr vor uns herblikkend, da, unbeweglich. Ich glaube, man darf nicht einmal die persönliche Nase putzen. Die Hände ruhen auf den Kniescheiben und sind während des Unterrichtes unsichtbar. Hände sind die fünffingrigen Beweise der menschlichen Eitelkeit und Begehrlichkeit, daher bleiben sie unter dem Tisch hübsch verborgen. Unsre Schülernasen haben die größte geistige Ähnlichkeit miteinander, sie scheinen alle mehr oder weniger nach der Höhe zu streben, wo die Einsicht in die Wirrnisse des Lebens leuchtend schwebt. Nasen von Zöglingen sollen stumpf und gestülpt erscheinen, so verlangen es die Vorschriften, die an alles denken, und in der Tat, unsere sämtlichen Riechwerkzeuge sind demütig und schamhaft gebogen.» Entsprechend sind natürlich auch Augen, Ohren und Mund dressiert. Darum sehen diese Schüler alle «so grimmig wie kommandierende Wachtmeister» aus.

Wollte Walser mit diesem seltsamen Tagebuch die Regel- und Prügelschule von ehedem ironisch verspotten? Ohne Zweifel. Und doch würde man diese Dichtung mißverstehen, wenn man das Satirische darin zu stark in den Vordergrund rückte. Wie hält es

denn, so müssen wir uns fragen, der junge Ausreißer Jakob, dieser Trotz- und Feuerkopf, solange in der Schule Benjamenta aus? Schon die Vorstellung auf dem Bureau des Vorstehers läßt ihm keinen Zweifel, «einem Räuber und Schwindler in die Hände gefallen zu sein.» Am Morgen des zweiten Tages verlangt er das einbezahlte Geld wieder zurück. «Man lernt hier gar nichts», hält er Benjamenta vor, «und ich will nicht hier bleiben. Wo sind die Lehrer? Ist überhaupt ein Plan, ein Gedanke da? Nichts ist da. Und ich will fort. Niemand, wer es auch sei, wird mich hindern, diesen Ort der Finsternis und der Umnebelung zu verlassen. Dazu, um mich hier von Ihren mehr als albernen Vorschriften plagen und verdummen zu lassen, komme ich denn doch aus viel zu gutem Hause.»

Es bleibt bei diesem ersten Aufstandsversuch. Nachher fügt sich Jakob, weil er überzeugt ist, daß Zwang und Drill zur Erziehung notwendig sind, weil er es hart und schwer haben, etwas ertragen und ausharren will; vor allem aber, weil er hinter diesem System des Unsinns einen geheimen Sinn vermutet, dem er auf die Spur kommen möchte. Es ist das «Geheimnis der inneren Gemächer.» Von den vorderen Räumen, in denen die Schüler arbeiten und wohnen, führt eine Tür zu den Zimmern des Vorstehers, in denen Jakob schloßartigen Glanz und Reichtum vermutet. Wie der düstere und öde Vordergrund der äußeren Räume durch das vermutlich Strahlende der inneren Gemächer seine Rechtfertigung erhält, so ist die Schule Benjamenta «das Vorzimmer zu den Wohnräumen und Prunksälen des ausgedehnten Lebens.»

Daß dem jungen Phantasten die Augen für die Wirklichkeit geöffnet werden, ist das Ziel seiner Erziehung. Nacheinander empfängt Jakob eine dreifache Belehrung: Zuerst durch seinen Bruder Johann, der als angesehener Künstler in der gleichen Stadt wohnt. Trotz äußerer Erfolge und gehobener gesellschaftlicher Stellung ist er von tiefstem Pessimismus erfüllt. «Bleibe nur, der du bist!« rät er dem jüngeren Bruder. «Fange von tief unten an, das ist ausgezeichnet. Denn oben, da lohnt es sich kaum noch zu leben. Es gibt nichts Schönes und Vortreffliches mehr. Bleib arm und verachtet, lieber Freund. Die reichen Leute von heutzutage, sie haben nichts mehr. Das sind die wahren Verhungerten.»

Auch das Geheimnis der inneren Gemächer wird eines Tages offenbar. Welche Enttäuschung! «Ich bin übrigens», schreibt Jakob ins Tagebuch, «jetzt endlich in den wirklichen innern Gemächern gewesen, und nun muß ich sagen, es existieren gar keine. Zwei Zimmer sind da; sie sind möbliert wie die Sparsamkeit und Gewöhnlichkeit selber, und sie enthalten durchaus nichts Geheimnisvolles. Seltsam.»

Die eindringlichste Lehre empfängt Jakob von Gunten aus einem merkwürdigen, symboldurchwirkten Traum. Wie in den «Geschwistern Tanner» Klara Agappaia mit ihrem Zauberstab Simon

im Traum die Türen zu den Zimmern öffnet, in denen seine Brüder arbeiten, und ihn damit aus seinem Schlendrian aufrüttelt, so führt Lisa Benjamenta, den kleinen, weißen Unterrichtsstab in der Hand, ihren Zögling durch die «Geheimnisse» des wirklichen Lebens. Zuerst gelangen sie aus anfänglichem Dunkel zu blendendem Licht. «Es bedeutet Freude», erklärt sie, «und man muß sie zu empfinden und zu ertragen wissen.» Das Licht zerfällt wieder; durch eine Bodenluke gelangen die beiden in einen Keller. «Wir sind jetzt in den Gewölben und Gängen der Armut und Entbehrung», erläutert die Führerin, «und da du, lieber Jakob, wahrscheinlich dein Leben lang arm bleibst, so versuche bitte schon jetzt, dich an die Finsternis und an den kalten, schneidenden Geruch, die hier herrschen, zu gewöhnen. Erschrick nicht und sei nicht böse. Gott ist auch hier, er ist überall. Man muß die Notwendigkeit lieben und pflegen lernen.» Am Ende dieser Gänge liegt die Sorgenmauer. Vom weißen Stab der Lehrerin berührt, schwindet sie mit dem ganzen Keller hinweg und nun schweben und tanzen beide auf wundervollen Schlittschuhen über eine glatte und offene Eis- oder Glasbahn dahin. «Das ist die Freiheit», lautet die Belehrung, «sie ist etwas Winterliches, nicht lange zu Ertragendes.» Von der erklommenen Höhe des Freiseins sinken sie in «etwas Müdes und Trauliches» hinunter. Es ist ein kleines, mit «raffiniertem Wohlbehagen ganz gefüttertes und erfülltes Ruhegemach.» Zigaretten, Musik, Bilder und Bücher erhöhen den Genuß des Aufenthaltes in diesem Raum. Wie es sich Jakob gerade bequem machen will, heißt ihn die Lehrerin aufstehen und ihr folgen. Damit er nicht verweichlicht und verwöhnt werde, muß nun, nach dem Verweilen im «Gemach» das «Ungemach» über ihn kommen. Aus dem «dickflüssigen, höchst unangenehmen Strom von Zweifel», in dem er zu versinken droht, rettet ihn das Erwachen. Freude, Armut, Sorge, Freiheit, Behagen und Zweifel sind «Stadien auf dem Lebensweg», den Jakob von Gunten durchschreiten wird.

«Die Schule Benjamenta ist Schwindel» hatte der neue Zögling sogleich erkannt. Die Lehrerin ist eine Leidende, dem Tod Verfallene (auch die Lehrerin Hedwig erscheint in Simon Tanners Traum als Tote); sie zerbricht an der Trostlosigkeit ihrer Lebensaufgabe. Aber noch ein Geheimnis muß gelöst werden, noch eine Maske muß fallen: die des Vorstehers Benjamenta. Als unsichtbarer Herrscher regiert er von seinem Bureau aus die Schar seiner Zöglinge; aber in diesem Riesen und vermeintlichen «König» steckt ein jämmerlich gescheiterter, verknöcherter, die ganze Welt und sich selbst hassender Mensch. Mit Jakob von Gunten ist frische Luft, ein Stück Natur, in die Schemen- und Schattenwelt dieser Schule eingedrungen. Der Vorsteher hat dies sofort gespürt, er hat sich mit Autorität, Zorn und Gewalt gegen den Einbruch der Natur in sein Treibhaus gewehrt. Die Erschütterung ist nicht mehr rückgängig zu machen. Nach dem Tod der Lehrerin

löst sich das Institut Benjamenta auf. Das Verhältnis von Lehrer und Schüler kehrt sich um: der unverbildete, innerlich wahrhaftige Trotzkopf wird für den Vorsteher Führer und Kamerad in einem zwar ungesicherten, aber kühnen, abenteuerlichen Leben in der Freiheit. Benjamenta bekennt: «Und nun bin ich wieder, d. h. fange an, wieder *ich selbst* zu sein, und es ist mir, als hätte ich eine Million geerbt.» Der «Kultur» entrücken wollen die beiden, als gälte es, Rousseausche Ideale zu verwirklichen. «Ich gehe mit Herrn Benjamenta in die Wüste.» So schließt Jakob von Gunten sein Tagebuch. «Will doch sehen, ob es sich in der Wildnis nicht auch leben, atmen, sein, aufrichtig Gutes wollen und tun und nachts schlafen und träumen läßt.»

«Jakob von Gunten» ist Walsers hintergründigste Dichtung. Es sollte uns nicht wundern, wenn eines Tages Psychologie und Psychoanalyse sich mit ihr befaßten und zum Schluß kämen, Walser habe darin seine Schulängste «abreagiert». Die unaufhörliche Selbstzergliederung des Zöglings Jakob macht es begreiflich, daß ein so erbarmungsloser Selbstbeobachter wie Franz Kafka sich an ihr nicht satt lesen konnte. Über dem Ganzen liegt etwas Traumhaftes, Unwirkliches. Benjamenta und seine Schwester muten wie Schattenfiguren, eher als Teufel und Engel, denn als Menschen an. Unter den «Kleinen Dichtungen» gibt es ein als «Der Traum» überschriebenes Stück, das als unmittelbare Vorstufe zum «Jakob von Gunten» und als Vorbild zu Kafkas Dichtungen gelten kann. Der Dichter träumt, er sei «in eine Art von Anstalt und Institut» hineingekommen, «in eine verriegelte, unnatürliche Absonderung, welche von höchst kalten und höchst eigentümlichen Verordnungen regiert wurde.» Alles ist ihm unverständlich; ratlos sieht er sich nach einem Berater und Aufklärer um. Aber diese Beamten zucken nur mit den Achseln und haben keine Zeit für ihn. «Ich hatte zu keinem dieser unverständlichen Menschen ein Vertrauen. Jeder hatte seine strenge, enge, stumpfe, wohlabgemessene Beschäftigung, und darüber hinaus stierte er wie in eine grenzenlose Leere. Ohne Erbarmen mit sich selber, kannten sie auch kein Erbarmen mit einem andern. Tot wie sie waren, setzten sie nur Tote voraus. Endlich erwachte ich aus all dem Hoffnungslosen. O wie freute ich mich, daß es nur ein Traum war!» Was hier meisterhaft als Traum beschrieben wird, kehrt in neuer Abwandlung in der «Wirklichkeit» des Tagebuchromans wieder. Doch wer würde sich nicht trotz all des Befremdlichen der dichterischen und sprachlichen Schönheit mancher seiner Seiten erfreuen?

«Ich ging seinerzeit vom Bücherverfassen aufs Prosastückschreiben über, weil mich weitläufiger epische Zusammenhänge sozusagen zu irritieren begonnen hatten» schreibt der Dichter in der Skizze «Meine Bemühungen». Man mag es, etwa nach der Lektüre des «Gehülfen» bedauern, daß Walser später keine grö-

ßere Erzählung mehr geschrieben hat; sicher ist, daß er in seinen *Prosastücken* die ihm gemäße Form gefunden und, «die Größe im Geringfügigen» erspürend, in diesen scheinbar anspruchlosen Gebilden Unnachahmliches geleistet hat. Es sind häufig «Momentaufnahmen»: irgend ein Anblick, ein Geschehnis, eine Begegnung wird im Wort festgehalten, das im Augenblick Vergehende zu einem Dauernden umgeprägt, aus der Einzelerscheinung das Typische hervorgehoben.

Erstaunlich ist auch die Vielfalt der Formen und Themen: das Märchen, die Kurzgeschichte, der Brief, die Bildbetrachtung, die Naturbeschreibung, der Literatur- und Theaterbericht, die Parodie und die Humoreske sind in immer neuen Abwandlungen vertreten. Welch unerschöpfliches Thema bildet etwa, um ein Beispiel herauszugreifen, das *Theater* für diesen Dichter! Als Banklehrling versuchte er sich, vom Theaterteufel besessen, selber im Dramatisieren. «Wanda, die Polenfürstin» hieß sein Erstling. Mit seinem älteren Bruder, der ein Hans Waldmann-Drama plante, dichtete er bei brütender Hitze in der Dachbodenkammer drauflos, wobei «den beiden hoffnungsvollen Theatralikern der Schweiß von den erfinderischen und schöngeistigen Stirnen herunterlief.» Ihn interessiert der in seinem Beruf mit dem Dichter verwandte Schauspieler, das rührende Versagen und Nichtskönnen der Debütanten und Dilettanten; der Bühnenkitsch, das Überschwengliche und «Theatralische» reizt seine Lach- und Spottlust. Seine Schaubegierde wendet sich ebensosehr der Bühne wie dem Zuschauerraum zu. Da er in der Regel «auf erhöhte Plätze zu niedrigen Preisen» zu steigen pflegt, nimmt er vor allem das Parkett und Parterre unter die Lupe. So sitzt er etwa auf der Galerie des Zürcher Korso-Theaters. «Ab und zu beugte ich mich über die Brüstung herunter, um zu sehen, was unten los sei. Dort unten saßen an Tischen, dicht zusammengedrängt, jüngere bessere Leute, Korrespondenten von Bankhäusern, Studenten mit noblen Schmissen in den Stehkragengesichtern, ältere feine Herren, die das Leben lieben, und Damen aus anscheinend guter Familie.»

Oder er beobachtet eine einzelne Gruppe: «Unten im Parkett marschierte eine Familie stilvoll auf: Vater, Mutter, Sohn und zwei Töchter. Das Oberhaupt setzte sich unter Auffliegenlassen von zwei flotten Frackschößen. Die Mutter, eine noch elegante Frau, berührte mit ihren schönen Händen ihr Haar, um sich von der Korrektheit desselben zu überzeugen. Der Sohn benahm sich unscheinbar; er bewies, daß er sich zu fügen wisse. Beide Töchter schienen uns charmant. Eine oder die andre würde sich vielleicht geeignet haben, ihr meine Hand anzutragen. O es ließ sich von der Galerie herab hübsch ins Leben herabschauen und phantasieren!»

In solchen Stücken zeigt sich nicht nur Walsers glänzende Beobachtungsgabe, sondern auch sein ausgeprägter Sinn für die *komische* Erscheinung.

Komisch sind die zurechtgestutzten Eleven des Institut Benjamenta, komisch war das «Rechnervolk» des Bankunternehmens, in dem Simon Tanner arbeitete, jene Leute, «die sich an ihre Posten und Pöstlein wie an Balken und Pflöcken festhielten. Sie hatten alle lange Nasen von dem vielen Rechnen . . . » Ihre eintönige Arbeit läßt sie innerlich und äußerlich verkümmern und macht sie zu Marionetten und Karikaturen. Für «der Herr mit der Brille nickte» läßt sich dann ruhig sagen: «die Brille nickte».

Was ist für Walser komisch? Das Steife und Starre, das Verkrampfte und Übertriebene, das Aufgeblasene, das Unfreie, Unlebendige und Unnatürliche. Komisch ist der Mensch, dessen Haltung und Gehaben automatenhaft geworden ist. Zu Beginn des «Spaziergangs» begegnet dem flanierenden Dichter Herr Professor Meili, «eine Kapazität allerersten Ranges.» «Wie die unumstürzliche Autorität schritt Herr Professor Meili ernst, feierlich und hoheitsvoll daher; in der Hand trug er einen unbeugsamen, wissenschaftlichen Spazierstock, der mir Grauen, Ehrfurcht und Respekt einflößte. Professor Meilis Nase war eine strenge, gebieterische, scharfe Adler- oder Habichtnase, und der Mund war juristisch zugeklemmt und zugekniffen. Des berühmten Gelehrten Gangart glich einem ehernen Gesetz; Weltgeschichte und Abglanz von längst vorübergegangenen, heroischen Taten blitzten aus Herrn Professor Meilis harten, hinter buschigen Augenbrauen verborgenen Augen hervor. Sein Hut glich einem unabsetzbaren Herrscher.»

Wie die äußere Haltung eines Menschen kann auch sein Denken erstarren, eingeleisig und beschränkt werden. Das ist der Fall beim selbstgenügsamen *Spießer,* dessen Horizont nicht über den Rand seines Biertisches hinausreicht. Ihm hat Walser im Prosastück «Basta» ein prächtiges Denkmal gesetzt. «Ich kam dann und dann zur Welt», heißt es in des Philisters Monolog, «ging dort und dort zur Schule, lese gelegentlich die und die Zeitung, treibe den und den Beruf, bin so und so alt, scheine ein guter Bürger zu sein und scheine gern gut zu essen. Den Kopf strenge ich nicht sonderlich an, da ich das andern Leuten überlasse. Vieles Kopfzerbrechen ist nicht meine Sache, denn wer viel denkt, dem tut der Kopf weh, und Kopfweh ist vollständig überflüssig. Schlafen und Schnarchen ist besser als Kopfzerbrechen, und ein Glas Bier in aller Vernunft ist weitaus besser als Dichten und Denken.»

Es darf uns nicht wundern, daß Walser auch das «*geschliffene Benehmen*», das zum «guten Ton» gehörende, von der Gesellschaft geforderte Getue mit seinen Verbeugungen und Verneigungen, seinen gewählten und verblümten Worten, als komisch empfindet. Sein Spott macht auch vor sich selbst nicht Halt: «Mein Benehmen glich der strenggeschliffenen Hosenfalte, die ich zum Glück mein eigen nannte.» Im «Dinerabend» berichtet er lustig von einem Anlaß, der ihn zu elegantem Betragen verpflichtete.

«Ich gebe mit so viel Manier, als ich kann, Hut und Mantel ab, streiche mein ohnehin glattes Haar vor dem Spiegel noch ein wenig glätter, trete ein, stürze mich dicht vor die Herrin des Hauses, möchte ihr die Hand gleich küssen, gebe indessen diesen Gedanken auf und begnüge mich damit, eine vollendete (?) Verbeugung vor ihr zu machen. Vollendet oder nicht, vom geselligen Zug hingerissen, entfalte ich jetzt eine Menge Schwung und übe mich in den Tönen und Sitten, die zu den Lichtern und Blumen am besten zu passen scheinen. «Zum Essen, Kinder», ruft die Hausfrau aus. Schon will ich rennen, ich erinnere mich aber rasch, daß man so etwas nicht tun soll, und ich zwinge mich zu einer langsamen, ruhigen, stolzen, bescheidenen, gelassenen, geduldigen, lächelnden, flüsternden und schicklichen Gangart. Es geht vortrefflich.»

Wie alles Tun des Menschen kann auch seine *Sprache* der Lächerlichkeit verfallen. Der geschwollene Stil der Höflichkeit in den Briefen, die gewundene Sprechweise der Ladendiener und Beamten bilden immer wieder die Zielscheibe von Walsers Spott. Auch einzelne Wörter haben ihre Physiognomie, ihr ernstes oder heiteres Gesicht. Wort- und Satzungetüme belustigen den Dichter und reizen sein spielerisches Sprachvermögen, ihre Zahl um neue «Exemplare» zu vermehren. So sagt er etwa statt «Literatur» auch «Buchstabenhervorringungsgebiet» oder spricht von der «Stabilitätsstupidität», «Zivilisationszentralisation und Gebildetheitsausgebildetheit.» Eine besondere Vorliebe hat er für lange Sätze, sei es auch nur, um seine Zeitgenossen, die an Zeitmangel leiden und den Telegrammstil bevorzugen, damit zu ärgern. Sogar an einem einzelnen Wort wie «Kotzebue», dem «kotzebutzlichen, katzlichen Namen» des Dramenschmierers der Goethezeit, kann sich ein ganzes Brillantfeuerwerk des Witzes entzünden.

Der «gute Ton» verlangt, daß sich der Mensch nicht so gibt, wie er ist; er verführt ihn zur Unechtheit und Unwahrhaftigkeit. Wir leben in einer «Schwindelwelt», die jeden, der darin vorwärts kommen will, zum Tragen einer Maske verpflichtet. Man kann diese Verstellungen und Verhüllungen in direktem Angriff, in Satire und Polemik, enthüllen. Walsers gelassene Haltung heißt ihn den indirekten Weg der *Ironie* beschreiten. Die Ironie gibt das Lächerliche durch scheinbares Ernstnehmen erst recht der Lächerlichkeit preis.

Nah verwandt mit der Ironie ist die *Skepsis*. Der Skeptiker weiß um die Macht des Scheins in dieser Welt, er hat mit den Möglichkeiten der Täuschung und Verstellung seine Erfahrungen gemacht und ist voller Mißtrauen gegen die Superlative, die großen und schönen Worte. Nicht aus Überheblichkeit und Spottlust, sondern aus tiefer Wahrhaftigkeit bringt er seine Vorbehalte an. Dieser Haltung begegnen wir bei Walser immer wieder. Er setzt sofort ein Fragezeichen, wo ihm ein Wort zu weit geht, zu viel sagt, eine Feststellung nicht über jeden Zweifel erhaben ist. Auf die Dar-

stellung der unio mystica im «Spaziergang» folgt der bezeichnende Satz: «Im süßen Liebeslichte erkannte ich oder *glaubte ich erkennen zu sollen,* daß *vielleicht* der innere Mensch der einzige sei, der wahrhaft existiert.»

In der Ironie kommt zum Zweifel der Spott. Es ist reizvoll zu sehen, welcher Mittel sich Walsers ironischer Stil bedient. Durch ein ganzes System von Adverbien wie «beinahe», «vielleicht», «vermutlich», «vermeintlich», durch die ständige Verwendung der Möglichkeitsform, durch den häufigen Gebrauch des Verbs «scheinen» samt seinen Ableitungen wird jeder zu weitgehende Anspruch einer Aussage sofort in die Schranken gewiesen. Da ist von einem bedeutenden Schauspieler die Rede. Man könnte ihn mit Recht groß nennen, aber Walser spricht von einem «beinahe ganz großen Schauspieler» und hebt damit das Lob wieder auf. Frau Tobler im «Gehülfen» ist eine «beinahe aristokratische Dame aus anscheinend guter Familie.» Im Dienste vornehmer Leute steht eine «in ihrer Art vielleicht vortreffliche, eher junge als alte und eher beinahe schöne als grundschöne oder häßliche Magd.»

Wie ein romantischer Dichter unterbricht er den Gang der Darstellung durch Zwischenbemerkungen und Seitenhiebe. Er weiß, daß er ein Spötter ist, entschuldigt sich dafür, aber es ist ihm damit natürlich nicht ernst. So macht er sich etwa im «Spaziergang» über zwei sich mit Strohhüten grüßende Herren lustig und erklärt, die Hüte seien bei dieser Veranstaltung wichtiger als ihre Besitzer, um im nächsten Satz hinzuzufügen: «Im übrigen bittet man den Verfasser sehr ergeben, sich vor tatsächlich überflüssigen Spötteleien und Föppeleien zu hüten. Man ersucht ihn, ernsthaft zu bleiben, und hoffentlich hat er das jetzt ein für allemal verstanden.»

Ohne Zweifel geht Walser in seinem ironischen Gespött manchmal zu weit, so daß es zur Manier wird. Damit versöhnt aber wieder der wirkliche *Humor,* der uns aus mancher Seite seines Werkes entgegenstrahlt. Der Humorist spottet nicht nur über die andern; er nimmt sich in erster Linie selber bei der Nase. Er steht nicht überlegen richtend und strafend über seinen Mitmenschen, sondern, mit den gleichen Menschlichkeiten behaftet, mitten unter ihnen. Er bejaht die komischen Erscheinungen und hält sie nicht für ein Übel. Walser ist mit Gottfried Keller der Meinung, daß es gut ist, wenn es auf Erden neben den vielen Schlauköpfen ein Heer von Mondkälbern gibt. Wie eintönig wäre eine Welt aus lauter Weisen! Die Narren machen oft geradezu ihre Würze aus. So ist er denn vor allem auch den Käuzen zugetan, deren Grillen und Schrullen eine unerschöpfliche Quelle des Vergnügens bilden können. Schon das eigene «Metier», die Schriftstellerei und «Buchmacherei» bietet ihm eine Menge von Stoff. Als Beispiel möge uns ein Abschnitt aus der köstlichen Skizze «Der Buchdeckel» dienen: «Ich schrieb und schrieb, ging nicht vom Tisch weg. Nie

schrieb ich mit solchem Eifer. Das war ein Hingeben. An Essen dachte ich nicht; ebensowenig an Schlafen. Ich sage das, um dir darzutun, wie ich am Werk hing. War ich nicht beinahe eine Schreibmaschine? Legt' ich nicht mein ganzes Wesen ins Buch? Immer stärker mehrten sich die engbeschriebenen Manuskriptblätter. Ich ging schier im Papier unter. Stell' dir das vor! Feierabend gab 's keinen. Überstunden wurden so viele gemacht wie möglich. An Entschädigung dacht' ich nicht; alle Gedanken waren bei der Arbeit. Was wußte ich vom Achtstundentag? Im stillen hoffte ich freilich viel und glaubte an manches, wie zum Beispiel daran, daß das Buch so freudig gelesen würde, wie ich es schrieb. Fast ohne daß ich wollte, schwoll es an und weitete sich; doch strengte ich immerhin dabei den Kopf an. Nach und nach stieg der Umfang ins Erhebliche. Drückte mir doch ein Kollege seine Anerkennung aus, die ehrlich war. Die Handschrift wog zweieinhalb Pfund und hatte Aussicht, stündlich zu wachsen.

Vertreten waren alle vier Jahreszeiten. Landschaft war genügend vorhanden. Öfters ließ ich es regnen; mit Sonnenschein wurde keineswegs gegeizt. Hie und da sorgte ich für Schnee und hernach für Frühlingswetter. An Wanderungen voll Abwechslungen fehlte es so wenig wie an Stuben voll Visiten, Straßen voll Menschen, Sonntagen mit Glockengeläute, Seeufern mit Mondlicht, Frauen mit Liebschaften und Apenninen mit Banditen. Wäre das alles nichts?»

Carl Seelig hat Walser einmal einen gescheiten *Erzieher* genannt. Mit Recht. Wenn das Altertum dem Menschen die Weisung gab: Werde, der du bist!, so sagt uns dieser Dichter immer wieder: Sei, der du bist! Es gibt ein Wort, in dem sich wie in einem Brennpunkt alles zusammenfassen läßt, was er, leise und anmutig mahnend, von uns verlangt: *Unscheinbarkeit.* Darin liegt nicht nur der Rat, genügsam und schlicht zu werden, sondern die hohe Forderung der menschlichen *Echtheit* und *Wahrhaftigkeit.*

So sei denn unserm Dichter noch einmal das Wort gegeben: «Daß es recht viele unscheinbare Menschen gäbe, sollte der herzliche Wunsch aller sein. Jedermann sollte gründlich einsehen lernen, wie Unscheinbarkeit schön und gut ist.»

Von Robert Walser sind gegenwärtig folgende Werke im Buchhandel erhältlich:

Die Geschwister Tanner (Verlag Rascher)
Jakob von Gunten (Steinberg)
Gedichte (Sammlung Klosterberg, B. Schwabe)
Vom Glück des Unglücks und der Armut (ebenda)
Große kleine Welt (Rentsch)
Der Spaziergang (Bühl-Verlag)
Dichtungen in Prosa Bd. I und II (Holle-Verlag)